

## **Die Trierer Synagoga erzählt aus ihrem Leben.**

### **Von wegen *blinde Dame*.**

*von Willi Körtels*

Ich weiß es nicht mehr genau, seit wann ich hier am Portal der Liebfrauenkirche in Trier einen festen Platz einnehme. Irgendwann im 13. Jahrhundert hoben mich starke Männer mit Hilfe eines Krahns aus Holz auf meine genau geplante Stelle rechts am Portal der Liebfrauenkirche. Ich fragte mich schon oft, warum ich das Privileg genießen durfte, an der rechten Seite aufgestellt worden zu sein und als erste Figur, die niemand übersehen konnte. Bisher fand ich noch keine Antwort.

Im Laufe der Zeit ist mir mein zugewiesener Platz lieb geworden. Tagtäglich gehen viele Menschen an mir vorbei, entweder um die Messe zu besuchen oder auf dem Nachhauseweg vom Einkauf. Und der Name der Kirche „Liebfrauen“ gefiel mir von Anfang an nicht schlecht. Immerhin verbindet er die Frauen mit dem Adjektiv „lieb“. Und das in Zeiten, in denen man den Frauen eine Seele zu haben absprach. Man hatte sie in die Nähe von Tieren gerückt.

Neulich schrieb die hiesige Zeitung, ich sei mit dem Bau der ersten gotischen Kathedrale auf deutschem Boden kurz vor der Einweihung im Hochmittelalter an meinem jetzigen Platz aufgestellt worden. Ich erinnere mich noch an die ersten Jahre meiner Existenz als Kunstobjekt, die nicht heiter waren. Ich hatte Depressionen, die sowohl von den Bauherrn als auch von den Künstlern, die mich schufen, verursacht waren. Ich regte mich fürchterlich darüber auf, dass die Steinmetze ohne Gewissensbisse mich nach dem Willen ihrer Auftraggeber verunstalteten. Sie hatten mir eine Binde um die Augen gelegt, meinen Kopf zur rechten Seite geneigt, mein Szepter als zerbrochenes ausgeführt, meine Krone so auf meinem Kopf platziert, als ob sie jeden Augenblick herunterfallen würde. Und die beiden Gesetzestafeln des Mose musste ich so halten, dass die Schrift auf dem Kopf steht. Mir war bewusst, was sie damit bezwecken wollten. Ich war gedacht als jüdische Königin, die ihre Herrschaft an die Ekklesia, meine Nebenbuhlerin an der linken Seite des Portals, abgetreten hatte. Dabei fühlte ich mich durchaus als jüdische Königin und als eine hübsche Frau. Es tröstete mich ein wenig, wenn nicht erst in der Barockzeit mein geschwungener Körper die Menschen erfreute. Besonders die Männer, die entweder zu Fuß oder auf dem Pferd an mir vorbeizogen, beäugten mich zuweilen mit Wohlgefallen. Von einem hörte ich vor vielen Jahren den Satz: „Diese Frau hat eine gute Figur, man hätte das Drumherum weglassen sollen, dann hätte sie zur Ehre Gottes dienen können.“ Bald nach meiner „Inthronisation“ flüsterte mir ein Passant zu, der Bildhauer hätte seine heimliche Liebe, ein jüdisches Mädchen, als Modell für den Auftrag, der zu meiner Erschaffung führte, verwendet. Der Anblick meiner grazilen Gestalt milderte die antijüdische Absicht ein wenig; sie hätte manchen Erdenbürger davon überzeugen können, was Gott der Schöpfer mit den Frauen den Männern ein wunderbares Geschenk gemacht hat, wenn ich nicht mit emblematischen Bildelementen verunstaltet worden wäre. Das hätte die ein oder andere Predigt erspart, die den Menschen den wunderbaren Gott, den Juden und Christen verehren, zu erklären versuchte. Ein Lobpreis auf den menschenfreundlichen Gott hätte ich sein können.

Stattdessen entwickelten die Kultdiener ein Gesamtkonzept für die Liebfrauenkirche, das für meine Anwesenheit nur eine negative Funktion übrig hatte. Ich sollte den Kirchenbesuchern und die an mir vorbeiziehenden Menschen Abscheu vor den Juden einflößen, weil wir

das von Gott versprochene Heil an die Christen abgetreten hätten. Sie hatten noch nicht einmal ihre heiligen Schriften genau gelesen. Dass ihr Apostel Paulus den römischen Christen ins Stammbuch geschrieben hatte, sie sollten sich nicht über die Juden erheben, weil Gottes Bund mit uns nicht aufgelöst sei, kannten die meisten nicht.

Viele sahen mich nur selektiv an, sie nahmen nur meine Nebensächlichkeiten wahr, aus denen sie sich ein Bild von mir gemäß meinen Auftraggebern machten, das sich nicht auf das Gesamtkunstwerk, das ich nun einmal darstelle, bezog. Und über die Jahrhunderte hin verharrten sie bei diesen vorurteilsbeladenen Prägungen. Besonders bei den ungebildeten Bürgern der ersten Jahrhunderte fand dies Zustimmung. Manche verzogen ihre Gesichter, wenn sie an mir vorübergingen. Einige machten Fratzen, weil sie ihre Abneigung gegen mich auf diese Weise ausdrückten. Fest davon überzeugt, Gott einen Gefallen zu tun.

So gingen im Laufe der vielen Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte unzählige Menschen an mir vorbei. Klagen meinerseits waren mir unmöglich gemacht, weil ich ja aus Stein gehauen bin. Ebenso wenig war es mir möglich, mit meiner Schwester zur anderen Seite des Portals, der Ekklesia, zu reden. Dabei hätten wir Zeit in Hülle und Fülle gehabt, um das ein oder andere Missverständnis zu klären.

So war ich allein auf das zurückgeworfen, was ich hören konnte. Reden war mir nicht erlaubt. Tagein und tagaus nahm ich das bunte Stadtleben wahr. Die ganze abwechslungsreiche Welt einer pulsierenden alten Stadt. Die einen brachten Waren und die anderen kauften diese. Mancher dachte nach einem arbeitsreichen Tag über seine Geschäfte nach und kehrte in meine Kirche ein, um zu danken oder um seine Sorgen einem Größeren anzuvertrauen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde ich eines Nachts aus den Träumen gerissen, weil ein paar Straßen weiter etwas Merkwürdiges geschah. Es krachte, als wenn Häuser abgerissen würden und mittendrin menschliche Stimmen, die ich noch nie gehört hatte. Es sollte sich herausstellen, dass Menschen in Todesangst geschrien hatten, wie ich den Unterhaltungen vorbeiziehender Bürger entnehmen konnte. Man hätte das Judenviertel am Markt überfallen und rund einhundert Juden ermordet, weil sie die Pest in die Stadt gebracht hätten. Die Täter hatten dem Kurfürsten Gleiches angedroht, weil er die Mordgesellen Mörder genannt hatte. Welch ein Elend! Hatte mein Bildnis dazu beigetragen, dass die verzweifelten Bürger der Stadt Juden als Sündenböcke ausgewählt hatten?

Später sollte sich zeigen, dass die Rattenlaus die Überträgerin der Pest gewesen war. Die Ermordeten konnten nicht wieder zum Leben erweckt werden.

Als zu Beginn des 15. Jahrhunderts alle Juden aus der Stadt ausgewiesen worden waren, fragte ich mich, warum ich in meiner lächerlichen Verfassung weiterhin am Kirchenportal stehen sollte. Es gab ja keine Juden mehr, vor denen ich ungewollt ein negatives Bild abgeben oder warnen sollte. Niemand dachte daran, mich zu entfernen oder zu verhüllen. So stand ich da und schaute und schaute mir die Augen aus, zu Untätigkeit verurteilt. Ich geriet in eine schwere Krise.

In diesen Jahren muss es gewesen sein, als ich mich an die Stifterin meiner Kirche erinnerte. Adelheid von Beßlich war im hohen Alter oft an mir vorbeigegangen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Ich bildete mir ein, in ihrem Gesicht heitere Züge wahrgenommen zu haben, nachdem ihr Ehemann Clas von Cerf gestorben war und ihr eine hübsche Summe hinterlassen hatte. Davor war sie vor ihm nach Metz geflohen, um wenigstens einige Jahre in Ruhe leben zu können. Am Ende hatte es das Schicksal gut mit ihr gemeint. Deswegen soll sie den Bauherren mit ihrem Vermögen gut unter die Arme gegriffen haben. Mich freute diese positive

Wende eines Frauenlebens, weil mir nicht unbekannt geblieben war, wie man damals mit Frauen verfuhr. Damals hatten Geister, die man groß zu nennen gelehrt worden war, behauptet, Frauen hätten keine Seele, sie seien eigentlich keine Menschen. Welch ein Unsinn!

Als keine Juden mehr in Trier wohnten, verfielen die Herrschenden darauf, christliche Menschen, meist Frauen, zu verdächtigen, sie seien Hexen. Sie wiesen in Gerichtsprozessen mit promovierten Gutachtern nach, dass ihre falsche Anschuldigung wahr sei und vollzogen die Hinrichtung der zu Unrecht Verurteilten. Einige dieser Herren bereicherten sich ungemein an diesen sogenannten Hexenprozessen, weil sie offenbar das Vermögen der zum Tode Verurteilten einzuziehen berechtigt worden waren. In diesen Jahren, Ende des 16. Jahrhunderts, bekam ich mit, dass in der Dunkelheit jemand sagte, der Hexenmeister suche gezielt wohlhabende Bürgerinnen und Bürger aus, um sie der Hexerei zu verdächtigen, damit er an deren Vermögen komme. Er soll der wohlhabendste Bürger der Stadt geworden sein.

In diesen Jahren hatten Frauen meistens die Rolle der Benachteiligten zu spielen. Gott sei Dank, ist dies nicht so geblieben. In Frankreich wurde im 15. Jahrhundert hart gestritten um das Wesen der Frau. Am Ende setzte sich der Gedanke durch, wenn eine Frau Bildung erfährt, ist sie zu Leistungen fähig, die einem Mann ebenbürtig sind. Das hat sich in der ganzen Welt verbreitet.

Auch die Vertreibung der Juden aus Trier blieb nicht das letzte Wort in der Stadtgeschichte. Im 16. Jahrhundert kehrten die ersten Juden wieder zurück. Zuerst einige wenige, später mehr. Ich erlebte den allmählichen Aufbau einer neuen jüdischen Gemeinde, obwohl spezielle Judengesetze erlassen worden waren, die meine Glaubensgenossen nicht als gleichwertig achteten. Sie siedelten sich nicht mehr im alten Judenviertel an, sondern am Weberbach. Eines Tages hörte ich vorbeiziehende Bürger sagen, es gebe wieder eine kleine Synagoge und einen Rabbiner. Es entstand in mir der Wunsch, mich am Gemeindeleben zu beteiligen, doch meine Steinsubstanz hinderte mich daran.

Als es fleißige jüdische Handwerker wieder zu Wohlstand gebracht hatten, setzten die alten Feindschaften wieder ein. Zu Vertreibungen kam es indes nicht mehr.

Neue Verhältnisse brachte die Französische Revolution mit ihren Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ich atmete auf. Und doch musste ich beobachten, dass einige Bürger dies nicht duldeten, vor allem die Gleichheit und die Brüderlichkeit. Und doch waren die Jahre um 1800 Jahre des aufgeklärten und toleranten Bürgersinnes. Nach 1814 änderten sich die politischen Verhältnisse erneut. Neue Gesetze aus dem weit entfernten Berlin erschwerten es den Juden, vollwertige Bürger des deutschen Staates zu werden. Um 1840 setzte sich immerhin eine aus 130 Trierer Bürgern bestehende Gruppe für die rechtliche Gleichbehandlung der Juden ein. Eine Sensation!

Unserem Rabbiner Joseph Kahn gelang es um 1860 am Zuckerberg eine neue Synagoge errichten zu lassen. Die Einweihung derselben war ein großes Fest für Juden und Christen.

In kleinen Schritten verbesserte sich mit der wertgeschätzten höheren Bildung der soziale Aufstieg der Juden in Trier und der Region Trier. Das Abschreckende an meinem Äußeren nahmen weder Juden noch Christen wahr. Es gab Wichtigeres zu tun. Das sah ich nicht ungern.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verbreitete ein hiesiger Verleger mit Hilfe verschiedener Zeitungen neuen Antisemitismus. Er ließ in regelmäßigen Abständen die Mär verbreiten, Juden wären aufgrund ihrer heiligen Schriften Wucherer. Ein Freund des Verlegers inspirierte ihn zu diesen die Aufklärung negierenden Ideen. Meine Glaubensgenossen wehrten sich heftig gegen diese Schmähung.

Ich als Synagoga am Portal der Liebfrauenkirche blieb unbehelligt. Selbst die zahlreichen Pilger zum Heiligen Rock im Jahre 1893 und 1933 störten sich nicht an mir. Ich gehörte einfach zum Bild alter Gebäude der Stadt hinzu. Die Musik spielte offenbar in den gedruckten Medien, die ich kaum zu Gesicht bekam.

Trotz des schriftlich geäußerten Antisemitismus, der von Hochgebildeten ausging und viele politische Entscheidungsträger erfasst hatte, gelang es meinen Glaubensbrüdern in Kunst, Literatur und Wissenschaft Großes zu vollbringen. Die zahlreichen Promotionen, die von jüdischen Gebildeten aus Trier und Umgebung stammen, zeugen von dieser bedeutenden Epoche zwischen 1890 und 1934.

Unter dem zerstörerischen Geist des Ersten Weltkrieges verstärkte sich der Judenhass gewaltig. Die Juden wurden nach der Niederlage von 1918 beschuldigt, dieses Ergebnis verursacht zu haben. Alle vernünftigen Stimmen, die dies sachlich widerlegten, wurden mehrheitlich überhört, so dass die Judenhasser nach 1933 die deutsche Politik bestimmten. Wir wurden ausgegrenzt, entrechtet und schließlich ermordet. Glück hatte nur, wer alles stehen und liegen ließ und rechtzeitig ins Ausland floh.

Ich sah mehrmals Juden mit Koffern an mir vorbei zum Sammelplatz in der Sichelstraße ziehen, von dort aus setzte sich ihr Weg fort bis zum Hauptbahnhof. Die deutsche Reichsbahn transportierte sie in die Konzentrationslager; „deportieren“ nannten die Nazis diesen Vorgang, den nur wenige überlebten. Ich dachte bei diesem Anblick an den biblischen Satz von den Lämmern, die man zur Schlachtbank führte. Niemand setzte sich für sie ein, niemand, auch nicht meine Hausbesitzer. Zu Ohren kam mir später, dass sich einige meiner Glaubensschwwestern und -brüder vor der Deportation selbst getötet hatten, weil sie erfahren hatten, was sie erwartete. Man hatte sie damals aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen, ihre Tätigkeiten in verschiedenen Berufen per Gesetz verboten, ihr Vermögen eingezogen und den „Ariern“ übertragen, die sich dies gerne gefallen ließen. Das Ausmaß dieses staatlich verordneten Raubs ist bis heute nicht vollständig aufgearbeitet. Wenn ich mich nicht irre, gehörten einige der von der Transformation jüdischem Besitzes Begünstigten zu den regelmäßigen Besuchern meiner Kirche. Viele verbreiteten ohne jeglichen Zweifel an ihrer Mär den Mythos, als Katholiken seien sie keine Nazis gewesen. Und privat prahlten sie von dem Dienstgrad ihres Vorfahren in der Hitlerarmee. Das machte mich oft wütend, weil mir etliche dieser Fälle zuge tragen worden waren. Einer soll sogar in der hiesigen Zeitung vor seiner Wahl behauptet haben, im Felde in Frankreich sei ihm die Muttergottes erschienen. Damit war jeder Zweifel an seinem früheren Einsatz in einer „Eliteeinheit“ im Nazi-Regime beseitigt und seine Wahl gesichert. Niemand stellte Fragen. Ein anderer hatte als Oberbürgermeister nach 1945 vor den unberechtigten Forderungen ehemaliger KZ-Häftlinge, die fast alle Juden waren, gewarnt, weil sie es nur auf unser sauer verdientes Geld abgesehen hätten. Naturallieferungen vergab er an Lieferanten aus dem ehemaligen Netzwerks aus brauner Zeit.

In den Tagen nach den Deportationen stellte ich mir immer wieder die Frage, warum ich von dieser Aktion verschont geblieben war. Zwei Gedanken kamen mir: Weil ich antijüdische Merkmale trug, fiel ich offenbar nicht auf. Meine Initiatoren vor über 600 Jahren hatten mit ihren damaligen Vorurteilen gegen Juden ungewollt einen Schutzschild für die Verfolgung in der Nazi-Zeit geschaffen. Eine zweite Überlegung: Wäre ich nicht aus Stein, sondern aus Fleisch und Blut gemacht, hätte ich mit meinen Glaubensschwwestern und -brüdern den Todesmarsch mitgehen müssen. Ganz unbehelligt gelang mir die Weiterexistenz ins Heute indes nicht. Mich traf in den letzten Tagen des Krieges im März 1945 eine Bombe, die meinen

schönen Körper bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Meine Relikte wurden deswegen bald in ein städtisches Museum geschafft, wo sie bis heute ein Leben im dunklen Depot fristen müssen. Deswegen fehlen mir die lebendigen Eindrücke der ersten Nachkriegszeit. Mir wurde mitgeteilt, die Menschen hätten zu der dunklen Zeit der Nazi-Herrschaft geschwiegen. Sie seien mit dem Wiederaufbau ihrer zerstörten Stadt beschäftigt gewesen. In den fünfziger Jahren hätte sie eine Art Konsumrausch gepackt. Man habe nur noch vom Wirtschaftswunder geredet. Das hätte vielen als Weltsicht genügt.

Ich bin nur deswegen noch sichtbar, weil ein Kunstbeflissener meinte, eine neue Synagoga müsse her. Das geschah dann auch. Biologisch müsste man von einer geklonten Schwester reden. In der Kunst geht man von einem Duplikat aus, von einem Imitat. Offenbar ist es mir gelungen, den kaum zu überblickenden Schatz an Erfahrungen aus mehr als 600 Jahren zu retten, obwohl mein Leib aus dem Material eines anderen Steinbruchs stammt. Identitätsprobleme zwischen mir und meiner Vorgängerin gibt es keine. Meine Auftraggeber beabsichtigten nicht, neuen Antijudaismus zu schüren. Sie möchten lediglich an den Antisemitismus und seine Folgen erinnern, damit wir Heutigen aus der Geschichte lernen. Was mich von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt, ist ihr Bildprogramm in der renovierten Kirche, das dem biblischen König David und den alttestamentlichen Gesetzgeber Mose einen Platz einräumt. Mir ist auch zu Ohren gekommen, dass Papst Johannes XXIII. ein neues Verhältnis der Katholiken zu den Juden anstrebte. Als ihn um 1960 eine Gruppe von Rabbinern aus den USA besuchte, sagte er ihnen im Anschluss einer Katechese zur alttestamentlichen Josephsgeschichte: „Ich bin Joseph, euer Bruder.“ Die Rabbiner waren sprachlos, ein solches Wort aus dem Munde eines Papstes zu hören.

Das von ihm angeregte Zweite Vatikanische Konzil begründete ein neues Verhältnis der Kirche zu den Juden: Die Juden sind unsere älteren Brüder im Glauben an Gott. Das berührte mich sehr tief.

Die Gesellschaft brauchte noch viele Jahre, bis sie sich dieser Herausforderung stellte. Noch waren die Judenmorde der Schoa nicht in aller Munde. Die Zahl derer, die nicht müde wurde, an die Verbrechen der Nazi-Zeit zu erinnern, war sehr gering. Viele ehemalige Nazis hatten es bis in höchste Ämter des neuen demokratischen Staates geschafft. Und die einfachen Leute waren mit den verbesserten Konsummöglichkeiten und der Wirtschaftswundereuphorie zufrieden gestellt.

Verantwortungsvolle Schriftsteller, Richter, Journalisten, Lehrer, Theater- und Filmproduzenten erreichten mit den Jahren dennoch einen Wandel des Bewusstseins. Heute ist die Mehrheit der Bevölkerung recht gut über die früher verdrängten Jahre der Hitler-Diktatur informiert. Weil viele Einsichten aus der jüngsten Geschichte zogen und immer noch ziehen, lehnt eine große Mehrheit den Judenhass ab. Das tut mir an der Seele gut.

Ob der Anteil der Antisemiten von 20 Prozent in der heutigen Bevölkerung, wie Meinungsforscher belegen, sich von mir überzeugen lässt, wage ich zu bezweifeln. Daran wird wohl auch eine erklärende Tafel, zu meinen Füßen angebracht, wenig ändern. Sie wird das schlechte Gewissen des ein oder anderen vielleicht beruhigen. Ob sie die von ihren bösen Taten fest Überzeugten erreichen wird?

Jüdische Einrichtungen wie jüdische Kindergärten, jüdische Schulen, die Synagogen und jüdische Gastronomie müssen in Deutschland und in anderen Staaten wegen der realen Gefahr von Anschlägen polizeilich gesichert werden.

Dabei hatte man 1945 und später geglaubt, der neue Wohlstand könne den Antisemitismus in Deutschland beenden. Es kam stattdessen zu einer Weitergabe des Antisemitismus in zahlreichen Familien, zu dem sich neue Antisemiten aus anderen Kulturen gesellen. Nicht selten verbirgt sich die gegenwärtige antisemitische Gesinnung hinter einer scharf moralischen Kritik an Israel. Einige stellen das Existenzrecht Israels in Frage. Das tut mir sehr weh, weil ich mitbekam, wie in den Jahren der Weimarer Republik junge gut gebildete Juden in Trier und anderswo für die Gründung eines jüdischen Staates warben. Sie sammelten Geld in der jüdischen Gemeinde Trier und in den Landgemeinden, damit von arabischen Grundbesitzern in Palästina Grund und Boden erworben werden konnte. Ein Familienvater aus Berlin verbrachte einige Jahre in Saarbrücken und in Trier, um die Idee des Zionismus zu verbreiten. Er war damit erfolgreich gewesen. Seine Motivation war im Ersten Weltkrieg gereift. Er hatte erst nach und nach begriffen, dass es nicht möglich sei, Jude zu sein und zugleich in einem unsinnigen Krieg zu kämpfen. Er war zweimal schwer verwundet und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Er hatte noch die antisemitischen Maßnahmen in Berlin am eigenen Leib erfahren müssen, bevor er um 1934 nach Palästina auswanderte. Die Gründung eines jüdischen Staates war für ihn die logische Konsequenz seiner Geschichtserfahrung.

Wie recht er hatte. Wenige Jahre nachdem er Berlin verlassen hatte, zettelten die Nazis die Reichspogromnacht an, die einen ersten Geschmack davon vermittelte, wohin die Reise der Juden im NS-Regime ging. Auch in meiner Stadt wurde 1938 im November die Synagoge am Zuckerberg in Brand gesteckt und die jüdischen Wohnungen demoliert, als wenn wir Verbrecher gewesen wären.

Es gibt gegenwärtig, mehr als 80 Jahre nach diesen unfassbaren Taten, Gott sei Dank, die unermüdlichen Aufklärer, die die historischen Folgen einer intoleranten Gesellschaft in Zeitungen, im Rundfunk, im Fernsehen, in Büchern und in Vorträgen aufzeigen. Jeder kann sich so ein sachliches Bild von der Welt, in der wir leben, machen.

So bleibt mir nur an den Wandel zu glauben, der sich im Inneren eines Menschen durch Einsicht in Realität vollzieht und zuweilen wunderbare Züge trägt.

Vor Jahren hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ausgerechnet von mir, die ich doch geschaffen worden war, ein falsches Bild von den Juden zu befördern, eines schönen Tages das Gegenteil gefordert wird, nämlich vor dem neuen Antisemitismus zu warnen. Noch überfordert mich diese plötzliche Kehrtwende um 180 Grad, nachdem ich mehr als 600 Jahre lang die Rolle spielen musste, ein abschreckendes Bild über die Juden zu vermitteln. Was nicht ohne Folgen für meine Glaubensschwestern und -brüder blieb. Ich werde eine gewisse Zeit benötigen, um mich an meine neue Funktion zu gewöhnen.

Eigentlich sollten sich meine Besitzer zuerst bei mir entschuldigen, bevor sie mich als mahnendes Objekt deklarieren. Das schließt nicht aus, ein *mea culpa* zu sprechen. An eine Wiedergutmachung denke ich hin und wieder und verwerfe alsbald diesen Gedanken. Ich werde mich in Geduld üben müssen.

Im Rückblick frage ich mich, warum man mich nicht schon bald nach 1960, als Papst Johannes XXIII. mutig dem Antisemitismus abgeschworen hatte, umdeutete. Er hatte damals ein wunderbares Gebet formuliert, das mich aufhorchen ließ und mich ahnen ließ, dass dies eine Kehrtwende des christlich-jüdischen Zusammenlebens bedeuten könnte:

*„Wir sind uns heute bewusst, dass viele Jahrhunderte der Blindheit uns die Augen verhüllt haben, so dass wir die Schönheit deines auserwählten Volkes nicht mehr zu sehen und in*

*ihren Gesichtern die Züge unserer bevorzugten Brüder nicht mehr zu erkennen vermögen. Wir verstehen, dass uns ein Kainsmal auf die Stirn geschrieben steht. Im Laufe der Jahrhunderte hat unser Bruder Abel in dem Blut gelegen, das wir vergossen, oder er hat Tränen geweint, die wir verursacht haben, weil wir deine Liebe vergaßen. Vergib uns den Fluch, den wir zu Unrecht an ihren Namen Jude hefteten. Vergib uns, dass wir dich in ihrem Fleisch zum zweiten Mal ans Kreuz schlugen. Denn wir wussten nicht, was wir taten...“*

Ich hätte weinen können, weil es zum Ausdruck brachte, was ich im Innern schon lange dachte: Die mir verpasste Blindheit wurde zur Beschreibung des christlichen Verhältnisses zu den Juden über viele Jahrhunderte verwendet. Und das von einem Papst. Wie gründlich musste der nachgedacht haben! Still und heimlich bin ich mit den Jahren ein Verehrer dieses Papstes geworden.

Ich frage mich dennoch, warum es wieder fast 60 Jahre gebraucht hat, bis man in Trier an mir und mit mir den neuen Geist zu demonstrieren gedenkt? Welche Prioritäten hinderten meine Besitzer daran, es nicht früher zu tun?

Froh bin ich dennoch, dass es jetzt endlich so weit ist.

Meine eigene Biographie zeigt, dass es einen Grund zur Hoffnung gibt.